

Die ethosche und intellektuelle Bedeutung des Naturgefühles und seine Pflege durch den Unterricht : Arbeit der Sektion Luzern [Fortsetzung]

Autor(en): **Brugger, X.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **7 (1900)**

Heft 18

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die ethische und intellektuelle Bedeutung des Naturgefühles und seine Pflege durch den Unterricht.

(Arbeit der Sektion Luzern von Lehrer X. Brugger in Ebikon.)

(Fortsetzung.)

Durch die vielen Entdeckungsreisen und durch den Aufschwung der Naturwissenschaften eine unausgesehete Erweiterung unseres Gesichtskreises, eine wachsende Fülle von Ideen und Gefühlen. Wenn auch in unserem materialistischen Zeitalter, wo man mit dem kalt berechnendem Verstande die Natur nur zu oft vom Nützlichkeits-Standpunkt aus betrachtet, die litterarischen Erzeugnisse in ihrer breiten Basis nicht mehr jenes erzieherische Naturgefühl atmen, wie es den hebräischen und altchristlichen Dichtungen eigen ist, so gibt es doch auch in unsern Tagen eine schöne Zahl christlicher Schriftsteller, die von einem innigen Naturgefühle befeelt sind. Wie schön besingt z. B. Brill in seinem „Singschwan“ die Größe und Erhabenheit des Meeres:

„O Meer! erhabnes Sinnbild alles Großen,
Das ewig ist — denn was die Zeit gebiert,
So groß es sei, vor dir sich schnell verliert,
Der Warte gleich, die kaum vom Strand gestoßen.
Wie tief geheimnisvoll dein Quell, dein Reich!
Vom Himmel kommst du, lehrst zum Himmel nieder,
Steigt segnend auf, schwebst doppelt segnend nieder,
Und bleibst im irdischen Wechsel stets dir gleich:
Drei Welten finden sich in deinem Ruffe,
Und blühen in deines Reichthums Ueberflusse.
Doch wenn an seines Rorkers Pforten rüttelt der Sturm,
Sie sprengt und in gewaltiger Flucht fort rast
Und heulend über die Wucht der Schwingen schlägt
Und wild sein Stirnhaar schüttelt.
Dann reckst du deines Leibes Riesenbau,
Fährst grollend auf und schleuderst, blüumflozen,
Pis an die leuschen Sterne deine Wogen
Und hüllst in Nacht das lichtgewirkte Blau.
Du triumphierst, doch wehe der Empörung!
Sie füllt dein Reich mit Trümmern und Zerföörung.
O friedlich Meer, wie gleicht dir die Liebe,
Wenn sie in heiliger Freiheit webt und schafft!
Wie dir, umstürmtes Meer, wenn Leidenschaft,
Zur wilden Blut entfesselt ihre Triebe.“

Und nun zum Schluffe noch eine Probe von unserer gefeierten Dichterin Isabella Kaiser, die in einer Artikelserie des „Midwaldner Volksblatt“ die vier Jahreszeiten des idillischen Beckenried und dessen großartigen Umgebung, wo sie Genesung und Frieden gefunden, so herrlich besingt:

„Das lustige Gewebe des fliegenden Sommers hängt an allen Becken: ein Lusthauch, und es flattert davon.“ Eines Tages ging ich wieder auf das Stanserhorn. Ein Gewitter zog mit empor auf dunkeln, raschen Fittigen, und der Sturmgast harrte unferauf der hohen

Warte. Ja warum suchen sich eigentlich die Menschen sonnige Tage aus, um auf die Berge zu gehen, warum klagen die Touristen über die Nebelwand oder die Wolkschichte, die ihnen die offizielle Aussicht verbirgt, warum kehren sie mit enttäuschten Gesichtern zurück und sagen gravitatisch: „Das Wetter war nicht klar, wir haben nichts gesehen!“ Ich glaube, es liegt mehr an den Augen, kann man überhaupt auf einer Höhe „nichts“ sehen! Der Berg ist wie das Meer, nur Wind und Wetter fordern seine ganze Schönheit heraus, die Wolken sind die hohen Wellen, die wildbrandend um den Strand der Felsmassen schlagen.

Der Berg soll aus seiner sonnigverträumten Ruhe gepeitscht werden mit des Windes Geißel, beben sollen die Gründe, zittern müssen die Giganten beim feindlichen Anprall der donnernden Geschütze, heulen müssen die Wettertannen und die Täler sich füllen mit Ebbe und Flut der wallenden Nebel. Dann lebt der Berg, dann wehrt er sich und ringt wie der Mensch unter dem Anprall der bezwingenden Leidenschaft, dann werden alle seine Geister wach und steigen aus den Schlunden wie ein bewaffnetes Heer, dann kämpfen Himmel und Erde den Riesenkampf, als ob eine neue, verjüngte Welt aus Schutt und Feuer erstehen sollte.

Und lüftet der Wind den Schleier von Rauch und Dampf, so erblickt man die Silberpanzer und die Felsendegen der Krieger und die Zinnen der erstürmten Citadelle leuchten auf im Bliz.

Ohne des Sturmes Allegro ist die Symphonie der Alpen unvollendet.

Aber wie viele Touristen verlangen nur die Bergidylle mit Schalmel und obligatorischem Sonnenaufgang, sie wollen mit dem Fernrohr krazelnde Menschen auf einer ferren Spitze entdecken, sie zählen Seen, die sichtbaren Berge, geschäftsmäßig: je mehr, je lieber. Sie wollen alles sehen, vom Jura bis zum Schwarzwald, sie verlangen ein geologisches Panorama, wo der geheimnisvolle Schleier der Berge grausam gelüftet ist.“

Es naht der Winter. „Über Nacht ist der erste Schnee gefallen: wir wachen auf in weißer Pracht. Wie macht sich die Hierarchie der Berge geltend beim ersten Höhenschnee! Nur den höchsten in der Runde fällt der Hermelinmantel zu, da wird kein Prinz vor dem König gekrönt. Hinter den dunkeln nahen Kolossen leuchten weiße Spitzen hervor, die wir kaum vorher beachtet, und sie rufen: „Wir sind dem Himmel am nächsten, uns gebührt der erste adelnde Schnee!“

Nichts Schöneres als die Schneefelder der Berge, wo die Sonne barfuß, im leuchtenden Gewande dahin schreitet wie ein unerreichbares Glück . . . und allabendlich, wenn die Leuchte schön längst hinter der Musenalp versank, schimmert ihr Widerschein über die Wipfel der Tannenwälder so verheißend, als ob dort oben schon Weihnachten wäre!

Und Leute aus der Stadt fragen mich noch: „Ja, ist es da nicht langweilig im Winter in so einem kleinen Dorfe? Kein Theater, kein Konzert?“ O, ihr guten Menschen, wir sind nicht blind, wir sind nicht taub. Ich meße mein kleines Dorf an der Größe der es umringenden Schönheit. — Kein Possisches „Wunder“, aber täglich das göttliche Wunder der sich verwandelnden Natur, ein Szenenwechsel von uner schöpflicher Mannigfaltigkeit und im Dämmerchein im stahlblauen Firmament des Mondes mystische Himmelsfährte und über die Schneeefilde der Berge ein Huschen und Glikern von Silberspuren, ein phantastisches Leben von gespensterhafter, sinnberückender Schönheit, daß uns ein heißes Heimweh nach der weißen Firnenlandschaft schier die Seele entführt . . . Kein Konzert, wenn man den Wind als Kapellmeister hat, mit dem Wellenschlag des Sees, die Orgel der Waldungen und die Liliensymphonie in der Novemberrnacht. Die Einsamkeit ist voll singender Stimmen!“

Ich wäre nun angelangt am Ende meiner litterarischen Blumenlese. Die Geschichte ist auch hier die beste Lehrmeisterin. Es sind zwar nur vereinzelte Stimmen, aber gleichsam Repräsentanten verschiedener Völker und Zeiten, die uns zeigen, wie die gläubige Naturbetrachtung uns auf den Fittigen der Anbetung und Bewunderung emporträgt zum ewigen Schöpfer und Erhalter der Dinge, dem es nicht gleichgültig ist, ob und wie wir seine Werke betrachten; und aus der Schönheit der Form der Darstellung können wir die Erhabenheit und Größe eines reinen Naturgeföhls und dessen religiös-sittlichen Wert ermessen.

2. Das intellektuelle Moment.

Das aus jeder wahren Naturbetrachtung resultierende Naturgeföhls bezweckt nicht nur die Verherrlichung Gottes, es erweckt auch Freude und Interesse an der Natur und regt den Geist an, sich noch tiefer in die geheimnisvolle Werkstätte der Natur zu vertiefen.

Wahrheit und Schönheit sind Quellen intellektueller Geföhls.

Wenn wir die Natur im Lichte des Glaubens nach der vorgezeichneten Wirkung betrachten, so liegt darin die Übereinstimmung unseres Willens mit dem göttlichen, des Einzelnen mit dem Ganzen, der Subjekte mit ihren Prädikaten. Diese Übereinstimmung wird nicht bloß durch den Verstand erkannt, sondern auch als Freude an der Wahrheit geföhls. Die Betrachtung der Natur wird zur Forschung, und je weiter wir darin im Gebiete der Wahrheit vordringen, desto mehr giebt sich dieses Geföhls als Lust des Forschens kund.

Das Schöne in der Natur ist die sinnliche Seite derselben und besteht in der Leichtigkeit, mit welcher jeder unbefangene Beobachter die

Harmonie, nach welcher alle Gegenstände der Natur zu einer höhern Einheit eintreten, aufzufassen im Stande ist. Aus dieser Harmonie ergibt sich eine Wertschätzung, ein Wohlgefallen an den natürlichen Dingen, welche geeignet sind, die Gemüter der Menschen nicht nur zu höhern Dingen zu erheben, sondern ihm auch Lust und Liebe zum Forschen einzuflößen.

Und je tiefer der Verstand eindringt in die Materie und Kräfte der Natur, desto intensiver ist auch das Gefolge der die Verstandestätigkeit begleitenden Naturgefühle und bedingen also eine harmonische Entwicklung der Geisteskräfte.

Die Naturbetrachtung soll nicht in Schwärmerei, in trübe Sentimentalität und zu der Leere sogen. gemüthlicher Ergüsse ausarten, wie wir sie oft in Romanen und inhaltsloser poetischer Prosa antreffen.

Wenn der Betrachtende die unendliche Mannigfaltigkeit der natürlichen Dinge erkennt und vor ihr erstaunt, so wird das intellektuelle Gefühl gleich eingreifen und den Geist anregen, die Gegenstände nach ihren natürlichen Merkmalen zu vergleichen und zu ordnen. Er unterscheidet zwischen dem, was ihm unmittelbar zur Existenz notwendig erschaffen und zwischen dem, was nur zur Freude und Verschönerung seines Daseins ihm beigegeben wurde. Jenes wird er pflegen, an diesem sich freuen und nicht verachten, für beide aber Gott dankbar sein.

Daß sich das ethische und intellektuelle Prinzip des Naturgefühls recht gut vertragen und eines das andere bedingt, beweisen große Naturforscher: die am tiefsten hineinblickten in die Ordnung des Universums waren auch die frömmsten Menschen.

3. Wie kann der Unterricht das Naturgefühl fördern?

Man sagt, nur derjenige Unterricht sei der wahre, der Herz und Geist umfasse und die Seelenkräfte harmonisch entwickle. Trotzdem verfällt man immer ins Gegenteil, weil die Geister in ihrer Emanzipation glauben, ohne Gott das Menschenherz zu bilden. Das Herz aber gehört Gott, und es freut sich nur an dem wahrhaft Schönen und Erhabenen. Da aber alles Schöne von Gott kommt, so kann es sich nur in Gott resp. an seiner Offenbarung wahrhaft freuen und veredeln. Worin aber spiegelt sich die Größe und Schönheit Gottes sichtbarer als in der Natur!

Schon das Kind fühlt sich hingezogen an die Natur; es greift nach dem Monde, freut sich an den Blumen und spielt mit dem Schmetterling. Schon beim zarten Kinde klopft die Natur an und weckt seine

schlummernden Kräfte von Außen. Seine Naturgefühle sind der edelsten Art, ist ja die Jugend so schuldlos, so lieblich und anmutig.

Ja, Hoffmann von Fallersleben hat recht, wenn er singt:

„Wie mein Kind sich freuen kann;
Sieht es nur ein Licht,
Sieht es nur ein Blümchen an,
Näckelt sein Gesicht.

Und das Halmchen in dem Ried,
Und das Blatt am Strauch,
Alles, alles, was es sieht,
Alles freut es auch.

Welch' Freude wird es sein,
Wenn's im Frühlingsfeld
Laufen kann im Sonnenschein
Durch die Blumenwelt!

Und wie wird die Freude sein
In der Sommernacht,
Wenn der Mond mit goldnem Schein
Ihm entgegen lacht!

Wies die Händchen dann erhebt,
Nach dem Schmetterling!
Wie's nach allem hascht und strebt!
Nichts ist ihm gering.

Freue dich, mein liebes Kind!
Wer sich freuen kann,
Ist, sobald er nur beginnt,
Schon ein bess'rer Mann.“

(Schluß folgt.)

Haben die vielfachen Klagen über die Verrohung der Jugend ihre Gründe? Wo finden wir die Ursachen dafür, und welches sind die Heilmittel dagegen?

Von Jos. Bruhin, Musterlehrer, Rickenbach, Schwyz.

(Schluß).

Wie schön, wie lohnend müßte dann noch unsere schwere Aufgabe werden, wenn wir am Geistlichen, am Pfarrer, der ja häufig noch Schulratspräsident ist, eine mächtige Stütze finden würden, die uns in Gefahren und Widerwärtigkeiten, wie sie in dieser Beziehung ja gar oft vorkommen können, Hilfe, Beistand und Verteidigung verspricht und hält!

Dann müßte auch der Jugendbildner wieder ausrufen:

„Kinder bewachen ist Engelsgeschäft:
Und: „Treibt nur Freunde, euern Scherz!
Forscht und meßt der Sterne Bahnen!
Was ein solches Lehrerherz
Fühlet, könnt ihr nimmer ahnen.“

Erleichtert wird die Wachsamkeit, die Beaufsichtigung der Kinder nicht unbedeutend durch eine rechtmäßige Gewöhnung an Arbeit, und der Trieb zur Arbeit ist den Kindern schon beizeiten sehr stark eigen. Aufgabe des Erziehers ist es daher, diesen Tätigkeitstrieb zu leiten, zu regeln. Eine zweckmäßige Beschäftigung befördert ja nicht nur das Wohlfühlen des Körpers, sondern auch den Frohsinn und die Heiterkeit des Geistes. Das tätige Kind ist in der Regel auch freundlicher, fröhlicher und viel geselliger. Entspricht der Erfolg übrigens den gehaltenen Bemühungen auch nicht immer, so ist dennoch schon viel, sehr viel gewonnen.